

Danzer · Schwarz · Zahradnik

GEORG DANZER

Große Dinge – Erlebtes und Erzähltes



ueberreuter

Über dieses Buch

Georg Danzer wurde 1975 mit dem Lied »Jö schau« berühmt. Im Jahr des 40. Geburtstages des Liedes wurde ein Exemplar von »Auf und davon«, der verschollen geglaubten Autobiografie von Georg Danzer, wiedergefunden. Verschollen, da es durch den Konkurs des einstigen Verlages keine Chance hatte, sich am Markt zu verbreiten. 1993 erschienen, schrieb Danzer darin seine ganz persönliche Geschichte nieder: Die vom Buben, geboren im Oktober 1946, der im grauen und rauen Wien der Nachkriegszeit aufwuchs. Nun wird sie erstmals einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Den zweiten Teil von »Große Dinge« bilden Interviews mit Wegbegleitern von Georg Danzer. Prof. Franz Christian Schwarz, der langjährige Manager und beste Freund von Danzer, und Andy Zahradnik erzählen über Treffen mit Wolfgang Ambros, Marianne Mendt, Ulli Baer, Hans Theessink und zahlreichen anderen.

Das Buch erinnert an einen, der es schaffte, »Große Dinge zu vollbringen« und dabei stets bescheiden blieb.

Inhalt

»Des kaun do no ned ollas gwes'n sein ... da war do no was«

Georg Danzer, Auf und davon

Epilog

»Georg, i brauch a Liad« - Marianne Mendt

**»Schurli, i hab dir immer g'sagt: Geh zur Post!«
- Norbert Ehrlich**

Das Curry - Milica und Hans Theessink

**Der Gartenzaun - Franz Christian Schwarz -
»Blacky«**

**Der Doktor Gany-Med oder der Poldi Jappl im
Papiersack - René Reitz**

**»Geben'S doch dem Herrn, was er will!« -
Wolfgang Ambros**

The Boy from Hairnoise - Ulli Bär

Whisky und Leberkäse - Christian Becker

**Jetzt oder nie - das Buch - das Vermächtnis -
Christian Seiler**

**Auf der anderen Seite des Gartenzaunes -
Rudolf »Purzl« Klingohr**

**»Vom Georg bleibt die Aufforderung, die
Gosch'n aufzumachen« - Rudi Dolezal**

Atemzüge im Baumhaus - Andy Baum

**Wie ein kleines Rettungsboot oder Liebe auf
den zweiten Blick**

Bitte, wieso mach ich das? - Rainhard Fendrich

»Georg, des deutschelt so« - Peter Müller

»Na, des gfoit ma net« - Peter Cornelius

**Der Steg: Des kaun do no immer ned ollas
gwes'n sein ... - Das Georg Danzer Haus**

»Die ungetrübte biografische Wahrheit ist nicht zu haben«
Sigmund Freud

»Des kaun do no ned ollas gwes'n sein ... da war do no was«

Wiener Dialekt. Und nur so! Es wäre ein unpassender Kniefall davor, »dass das außerhalb Österreichs auch noch verstanden werden sollte«, diesem Buch ein hochdeutsches »Das kann doch noch nicht alles gewesen sein ... da war doch noch etwas« an den Anfang zu setzen.

Georg Danzer war Wien. Klar, da waren seine Jahre in Deutschland, zahlreiche Songs, die er auf Hochdeutsch geschrieben und gesungen hat, aber der »Schurl« war Wiener durch und durch. Aufgewachsen am Gaudenzdorfer Gürtel, den Blues in der Seele, im Gemüt und in der Sprachmelodie, ebenso wie den Wortwitz, den diese Stadt am Donaustrand den Menschen am Weg ins Leben umhängt wie einen Rucksack und der so viel ausmacht, vor allem den berühmten Unterschied.

Georg Danzer hat das Lied »Des kaun do no ned ollas gwes'n sein« 1975 auf seinem Album »Ollas leiwand« zum ersten Mal veröffentlicht. Ollas leiwand – alles ist gut. Auf der LP war auch der Kracher »Jö schau« zu finden, und allgemein gilt diese Platte als diejenige, die den großen Durchbruch der Karriere des »Liederaten« Georg Danzer einläutete.

Liederat – so bezeichne ich den Georg gerne. Die Wortschöpfung stammt von der Liederatin Stefanie Werger und ich leihe sie mir sehr gerne aus, denn ich kenne keine andere Bezeichnung, die das Tun und Schaffen des Georg Danzer in aller Kürze so perfekt beschreibt und die Steffi wird so lieb sein und nichts dagegen haben, weil ja der Georg immer schon ein Würdiger war, einer aus dem Kreis der wenigen wahren Liederaten in Österreich.

»Liedermacher« gefällt mir sowieso nicht. Es klingt wie das handwerkliche Herstellen eines Liedes, nach Werkzeug. Die Lieder des Georg Danzer wurden nicht »gemacht«. Sie sind das Ergebnis allerfeinster,

aus der Feder fließender Dichtkunst. Sie erzählen Erlebtes, Erdachtes, vom Zorn genauso wie von der Liebe, der Trauer, dem Unverständnis und dem Zwischenmenschlichen. Manchmal berührend romantisch, dann wieder schön herb und derb. Sie erzählen auch von uns allen.

Es war 1977 oder 1978, so genau weiß ich das nicht mehr, da hatte ich zum ersten Mal mit Georg Danzer zu tun. Ich war beim Österreich-Ableger von CBS Records in Wien beschäftigt und CBS hatte die Reste von m-records aufgekauft. Das deutsche Label ging den Bach runter und die Masterrechte der Produktionen, die seinerzeit auf m-records erschienen waren, wanderten zu CBS. Ich war blutjung und kam so, durch den Crash von m-records, zu den ersten großen Hits von Georg Danzer wie die Jungfrau zum Kind. Plattenfirmen machen in so einem Fall genau das, was man von ihnen erwartet: Man nimmt alles an Liedern, was gut und vor allem bereits hitgeprüft ist, und packt es auf eine Best-of-CD.

»Jö schau ... Georg Danzer – seine größten Erfolge« hieß das Album, kam 1976 auf den Markt und lief prächtig. Eines Tages rief mich Georg an und sagte, dass er die Abrechnungen von dieser Platte bekommen habe, die ja schon auch Gold-Status erreicht hätte, also 25 000 verkaufte Stück schon überschritten wären ... Klar! Klar? Mittlerweile war er ja bei Polydor unter Vertrag, und einen Künstler auszuzeichnen, der beim Mitbewerber sei, das gehe einfach nicht. Man hat mich zurückgepiffen und ich sagte Georg ab. Musste absagen. Darüber ärgere ich mich noch heute, denn zu gerne hätte ich ihm diese Goldene in die Hand gedrückt. Schon aus rein sentimentalen Gründen.

Ich war 13, als mich der Herr Ambros mit dem »Hofa« musikalisch nach Hause geholt hat. Musik aus Österreich hatte mich davor nur peripher interessiert. England und Amerika waren toll. Österreich? War da was? Marianne Mendt und die »Glockn«. Großes Kino, Dialekt, schön, sauber, sehr fein produziert und großartig gesungen. Doch dann warf es mich fast aus den Schuhen: Auf einmal singt da einer im Radio über jemanden, der zertreten im Rinnsal liegt. Das Lied war herrlichster, tiefster, gnadenlosester Dialektgesang. Bist du deppert – da singt einer so, wie wir reden! In unserer Sprache! Der »Hofa« war ein heftiger Windstoß. Er hat die Fenster

eingedrückt, den Mief rausgeblasen und T. Rex und Konsorten mussten sich auf einmal schwer anstrengen, um bei mir ihren Status zu halten.

Da kamen sie, stiegen auf wie bunte Ballons, die ganzen leiwandten Lieder. Und wie sie im Dialekt anrollten: »Der »Schneemensch«, der »Tschik«, »Hau di am Dampfer, Zwutschkerl«, »I man i dram«, »Ballawatschata« ... einfach gerade, ohne sich um irgendwelche Konventionen zu scheren. Statt den späten 60ern waren die ganz frühen 70er-Jahre in Österreich jene Zeit, in der sich mehr und mehr Bunt zwischen das Grau schob. Das berühmte »Austrian-Delay«. Bei uns in Österreich hat alles ein wenig länger gedauert und erst, als der Eiserne Vorhang fiel und wir plötzlich von der Peripherie in die Mitte Europas geschubst wurden, haben sich die Entwicklungen den internationalen Strömungen angepasst.

Aber was hat das alles mit dem Georg Danzer zu tun? Viel und noch viel mehr. Ohne dieses buntlose Grau im Land wären nie diese Lieder entstanden, die, die wir bis heute so gerne hören und die nie alt und überwuzelt wirken. 40 Jahre und mehr haben sie auf dem Buckel, aber wenn uns »Schau Schatzi« oder »Griechenland« irgendwo über den Weg laufen, sind 40 Jahre auf einmal nur drei oder vier Minuten lang und Zeit spielt keine Rolle mehr. Ist inexistent.

»Mei Leb'n is mei Leb'n und mei Leb'n ghead mia« – selbst bestimmen, was man mag, was man tun will, wie es weitergehen soll, und diese Forderung in ein Lied verpackt – war auf eine gewisse Weise Hirndoping für eine ganze Generation. Den großen Krieg mitsamt seinen bösen Erinnerungen, Schmerzen und Ewiggestrigen endlich aufarbeiten ... In Österreich geschah das in der Populärmusik viel früher als in der Politik. Und Georg Danzer war einer derjenigen, der nie den Finger aus der Wunde nahm.

Ein Teil dieses Buches ist »Auf und davon«. Georg Danzer hat dieses Buch 1993 geschrieben. Es sind Kindheitserinnerungen – an das zerbombte Wien, an den kriegsversehrten Vater, ans Heranwachsen und das Liederschreiben. Kurz nach der Veröffentlichung von »Auf und davon« ist dem Georg der Verlag abhandengekommen und so ist das Buch de facto unter Ausschluss der Öffentlichkeit erschienen. Einige wenige Exemplare

geisterten noch auf dem Markt herum, aber das war's. Raritätenstatus – den es nun gilt aufzuheben. »Auf und davon« ist der erste Teil dieses Buches. Ungekürzt. So, wie es der Autor seinerzeit zur Veröffentlichung freigegeben hatte. Authentisch. Ein Georg Danzer, dem nichts Biografisches von fremder Hand hinzuzufügen wäre.

Am 20. Juli 2007 wurde die Asche von Georg Danzer, seinem Wunsch entsprechend, vor der Küste Mallorcas dem Meer übergeben. Fast 30 Jahre lagen da zwischen dem Goldplatten-Telefonat mit Georg und dem endgültigen Abschied.

Wir sind uns in den späten 90ern und den frühen Nullerjahren immer wieder einmal über den Weg gelaufen. Den privaten Menschen Georg Danzer kannte ich nicht. Vielmehr den Künstler. Ich schrieb einige seiner offiziellen Presstexte ebenso wie Texte in CD-Booklets. Ich empfand es als eine Ehre, wenn jemand, den ich als Texter sehr schätzte, mir seine Lieder zum Hören gab und ich diese mit einem, seinem offiziellen Begleittext auf die Reise in die Öffentlichkeit schicken durfte. Als der Erste. »Hör es dir an und schreib drüber.« Ich schrieb, und es gab nie irgendwelche Eitelkeiten. Manches sah ich so und er anders, aber er redigierte nie. Von meinen falsch gesetzten Kommas einmal abgesehen. Es blieb im Grunde, wie es war.

Georg Danzer und ich, wir waren nie befreundet. Wir gingen nie gemeinsam auf ein Bier und waren keine Best Buddies. Nah war er mir nur durch seine Lieder, seine Texte.

2006, es war Anfang Juli, erhielt ich den Auftrag für die ersten Presstexte zum anstehenden Album »Träumer«. Ich hörte die Lieder vorab und das Gespräch darüber sollte später folgen. »Der Georg meldet sich dann, wenn er wieder da ist«, hat es geheißen. Nur, der Georg hat sich nicht bei mir gemeldet. Nie mehr. Ich habe trotzdem geschrieben, mich über einige Lieder auf der Platte gewundert, in denen es ums Sterben geht, mir aber weiter keine Gedanken gemacht.

Ende Juli 2006 wurde bei Georg Danzer Lungenkrebs festgestellt. Als ich später darüber im »profil« las, wurde mir schlecht. Aber nachdem die Hoffnung angeblich immer zuletzt stirbt, fütterte ich dieselbe mit »der kriegt das in den Griff«.

Im Mai 2007 erhielt Georg Danzer den »Amadeus Austrian Music Award« für sein Lebenswerk. Er schickte eine Videobotschaft und ich empfand es als unendlich traurig, diesen großen, starken Mann so zu sehen. Richtig zornig wurde ich, als nicht gerade wenige der Gala-Besucher währenddessen den Saal verließen, um sich an der Bar zu laben. Herrjeh, könnt ihr denn nicht diese zehn Minuten einem der ganz Großen der österreichischen Musikszene widmen? Ich hätte laut losbrüllen können, ob dieser zur Schau gestellten Ignoranz. Auf die Toilette gemusst wird dann gerne als Entschuldigung genommen. Wie traurig und billig!

2008 schrieben Michael Ostrowski und ich dann das Drehbuch für die Amadeus-Show. In Erinnerung an diese Fluchtbewegungen an die Bar, mit dem Harndrang als Ausrede, haben wir ein Dixi-Klo in die Sendung geschrieben und – was Wunder – niemand hat das Klo aus dem Drehbuch gestrichen! Vielleicht war es auch in der Hektik den TV-Verantwortlichen nicht aufgefallen, aber das Klo – es war da, in der Show! Eine Premiere!

Michi Ostrowski wies in seiner Moderation darauf hin, dass, wer während der Award-Verleihung auf die Toilette müsse, dies gerne tun könne. Hier! Und dann kam das Klo von der Hallendecke heruntergeschwebt. Nie wieder sollte sich eine Szene wie im Mai 2007 wiederholen. Und es gab sie auch nicht mehr.

Ende April 2007 schrieb ich den Covertext für die CD »Raritäten 2« – und fühlte mich elend dabei. Über einen Menschen zu schreiben, dessen Werk man schätzt, ja ehrt, und nicht weiß, ob dieser zum Zeitpunkt, zu dem der Text erscheinen wird, noch lebt, ist furchtbar. Ich fühlte mich schlecht. Hin- und hergerissen. Kriegte es irgendwie auf die Reihe und bin heute froh darüber, dass ich so schreiben durfte, wie es mir ein Bedürfnis war.

Zur Sommersonnenwende 2007 starb Georg Danzer. Als ich davon hörte, war ich traurig. Ich druckte ein Foto aus, eines, das Blacky anlässlich eines Interviews von uns beiden geknipst hatte, und heftete es an die Wand. Ich hörte mir keine Lieder an. Stille war in diesem Moment für mich einfach wichtig.

Die Jahre vergingen und Georg Danzer war für mich immer wieder ein Thema. Seine Lieder hörte ich oft – ob von Schiffkowitz, Stipsits oder Hans Theessink gespielt und gesungen – sie blühen in ihrer Unvergänglichkeit.

Im November 2013 lud Stefanie Werger in die Stadthalle Wien. Werger & Freunde. Darunter die erste Liga der Austrostars. Christian Kolonovits dirigierte, Wolfgang Ambros sang den »Zentralfriedhof« und der ganze Abend war wunderbar. Ausverkauft. Schiffkowitz erinnerte bei seinem Auftritt an Georg Danzer. Spielt »Ruaf mi ned au« und bei der zweiten Strophe beginnt auf einmal die Technik zu spinnen. Es quietschte brutal und ich habe nur drauf gewartet, dass der Schiffl vom Hocker springt und abbricht. Doch der hielt Spur. Seine Augen suchten nach dem Techniker, und wenn sie etwas verrieten, dann war das Ratlosigkeit. Es quietschte quälend lange und hörte so plötzlich auf, wie es gekommen war. Das Lied war aus und Schiffkowitz sagte nur in seinem schönstem Steirisch: »Irgendwos dürft eahm da oben net gfoin hobn, dem Georg.« Die Halle tobte und ich dachte nur, dass ihm das sehr wohl gefallen hätte. Er wäre wahrscheinlich nur gern dabei gewesen. Denn da, auf dieser Bühne, fand am 16. April 2007 das Konzert Georg Danzer & Freunde statt. Ein Abschied für immer und das Publikum sagte mit Standing Ovations »Servus«.

2015 ist es 40 Jahre her, dass Georg Danzer mit »Jö schau« seinen kommerziellen Durchbruch erlebte. Acht Jahre sind seit seinem Tod vergangen und nach der Trauer hat die Erinnerung ihren Platz eingenommen. Ich wollte Menschen treffen, die mit Georg gearbeitet haben, die Wegbegleiter seiner künstlerischen Entwicklung waren. Einige davon wurden enge Freunde, die meisten waren Partner im Kreativen.

Blacky Schwarz, der langjährige Freund, Manager, Verleger, Wegbegleiter von Georg, und ich erstellten eine Art »Road Map«. Mit ihr, mit ihm ... mit ihnen sollte ich reden, empfahl Blacky. Er baute mir die Brücken. So machte ich mich im Frühjahr 2014 auf den Weg, mit dem Recorder in der Tasche und dem Lied »Des kaun do no ned ollas gwes'n sein ... da war do no was« als Wegweiser.

Es ist dabei eine Art Reisetagebuch entstanden. »Große Dinge – Erlebtes und Erzähltes«. Drei Autoren. Georg Danzer erzählt über sich. Blacky Schwarz über seine Zeit mit Georg und ich über Menschen, die an Georg Danzer denken. An dieser Stelle danke ich allen, die sich die Zeit genommen haben, um mit mir über Georg zu sprechen. Ich musste bei den

Türen nicht einmal anklopfen, fand sie alle offen vor, die Menschen entgegenkommend, die Gespräche berührend. Irgendwann musste ich damit aufhören, die Liste meiner Besuche abschließen, und wer nicht in diesem Buch vorkommt, möge mir nicht gram sein. Es geht um Georg Danzer, den Liederaten. Der Vater, der Privatmann, er bleibt auf seiner Seite des Gartenzaunes. So hat er es immer gewollt, so gehalten und so soll es auch bleiben. Aus Respekt!

Mit einem Zitat von Sigmund Freud wird dieses Buch eröffnet. In einem Brief, den der Seelenforscher an den Schriftsteller Stefan Zweig schrieb, findet sich der Satz »Die biografische Wahrheit ist nicht zu haben«. Und es ist gut, dass es genau so ist. Kein Herumstochern im Früher, denn da gibt's nix zu finden, was sich zum Skandal hochkreischen ließe. Noch mehr Lärm in einer zu lauten Zeit sollen andere machen. Erinnerungen sind es, die uns auf den folgenden Seiten begleiten.

Andy Zahradnik,
Wien, im Jänner 2015

Georg Danzer, Auf und davon

Für meine Mutter und meinen Vater

Ich erinnere mich, daß ich mit meiner Mutter einkaufen ging. Da war ich wohl ungefähr drei Jahre alt. Ich weiß nicht, ob ich damals das Wort »Mutti« zum ersten Mal aussprach. Aber ich weiß, daß ich es an diesem Vormittag mehrere Male hintereinander sagte, weil es mir so schön vorkam. Meine Mutter, die mich an der Hand führte, fragte mich immer wieder, was ich denn wolle, aber ich sagte nur »Mutti, Mutti, Mutti ...« Wir waren unterwegs zum Greißler Lakomy, der einen Laden auf der anderen Seite betrieb. Die andere Seite war der drübere Teil vom Gürtel. Wir wohnten am Gaudenzdorfer Gürtel, das war Meidling, also der zwölfte Bezirk, und der Margaretengürtel war schon oder noch der fünfte Bezirk. Schräg vis-à-vis lag der Sankt-Johann-Park, an dem entlang die Schönbrunner Straße stadteinwärts lief. Aber ich wußte damals nicht, was stadteinwärts war, denn ich wußte nichts von Wien oder daß wir in einer Stadt lebten. Ich kannte nur den Gürtel, unsere Wohnung im Hochparterre, zur Hälfte unbenützt, weil das Haus im Krieg von einer Fliegerbombe getroffen worden war. Ich kannte die paar naheliegenden Seitengassen und den Weg hinüber in den 5. Bezirk, wo meine Großmutter mütterlicherseits mit dem Großvater und einem Hund wohnte. Sie hießen mit Familiennamen Anderl.

Der Hund – eigentlich waren es mehrere Hunde hintereinander, weil die Oma sie immer so fütterte, daß sie bald an Herzverfettung starben – hieß natürlich nicht Anderl, sondern »Dolli« und war stets ein Rattler. Deshalb hieß diese Großmutter »Dolli-Oma«. Die Mutter meines Vaters hingegen hieß »Vati-Oma«, denn sie besaß keinen Hund oder sonst ein Tier, nach dem sie hätte benannt werden können.

Die »Dolli-Oma« wurde von uns, also meiner Mutter, meinem Vater und mir, jeden Samstag nachmittag besucht. So um vier Uhr herum machten wir uns auf den Weg. Wir gingen ungefähr eine Viertelstunde, was mir als Kind ziemlich lange vorkam. Es war ein fader Weg durch enge Gassen und uninteressante Straßen. Alles wirkte sehr grau und tot und ohne Farben. Der

Weg führte an vielen ausgebombten Häusern vorbei, an Ruinen und Schuttplätzen voller Bombentrichter, die mir sehr abenteuerlich erschienen. Ich hätte große Lust gehabt, in diesen zerschossenen Mauerresten zu spielen, aber das war mir strengstens verboten.

»Das ist sehr gefährlich«, sagte meine Mutter. Mein Vater sagte meist gar nichts. Er scheint zumindest in den frühen Jahren meiner Kindheit die Erziehung ganz meiner Mutter überlassen zu haben. Später, als ich schon ein Halbwüchsiger war, sagte er mir einmal, daß er meine Mutter nur geheiratet hätte, weil er mit einem kaput-ten Knie aus dem Krieg zurückgekommen war und eh alles vorbei gewesen sei.

Er war um ein paar Jahre jünger als sie. Das Knie hatte er sich beim Fußballspielen im Fronturlaub verletzt, und die Operation im Lazarett war schiefgegangen. Das Knie blieb für immer steif. Es sah ganz vernarbt aus und war viel größer als das andere. Irgendwie erinnerte es mich an den deformierten Kopf eines mißgestalteten Kleinkindes. Dafür waren sein Ober- und sein Unterschenkel durch die mangelnde Bewegung ziemlich verkümmert.

Manches Mal mußte ich ihm abends dabei helfen, die elastischen Binden, die er morgens um sein Knie gewunden hatte, wieder abzunehmen und ordentlich zusammenzurollen. »Kum her, Bua, hüf ma mit de Faschn«, sagte er dann.

Als ich ungefähr vier, fünf Jahre alt war, fuhren wir zum ersten Mal auf Sommerfrische nach Losenheim am Schneeberg. Mein Vater hatte sein kaputtes Knie dick einbandagiert und trug eine kurze Lederhose. Meine Mutter trug ein Dirndl und sah recht fesch darin aus. Damals war sie noch nicht so dick wie in den späteren Jahren. So kurz nach dem Krieg gab es noch nicht so viel zu essen. Wir wohnten in einer Pension, die direkt vor einem dichten, mit Tannen bestandenen Wald lag, der mir in seiner Dunkelheit Angst einflößte.

Ich stellte mich an der Hand meines Vaters vor die Front der Bäume und rief laut: »Maumau, kum aussa aus'n Wald?« Wie ich auf das Wort Maumau kam, weiß ich nicht mehr. Mag sein, daß irgendwann einmal die Rede auf den Maumau-Aufstand in Afrika gekommen war und ich mir das gemerkt hatte. Erschauernd wartete ich dann darauf, daß ein paar

kriegerische Eingeborene mit Geheul und blitzenden Speeren aus dem Wald gehüpft kämen, aber natürlich kam nie jemand gehüpft.

Meine Eltern fanden meine Auftritte lustig und bestärkten mich noch in meinem Geschrei. So stand ich also da und brüllte mir die Seele aus dem Leibe, wobei mir wonnige Gruselschauer über den ganzen Körper rieselten.

Bei einer Wanderung auf den Schneeberg stürzte ich ganz schwer, weil ich beim Bergablaufen über meine eigenen Beine gestolpert war. Beide Knie waren blutig und bis aufs Fleisch aufgeschürft. Ich weinte sehr, aber meine Mutter tröstete mich und sagte: »Bis'd heiratsd, is ois wieda guad ...«

Ich hatte zwar keine Ahnung, was »heiraten« bedeutete, aber so viel war mir klar: daß es sich dabei um etwas handeln mußte, das mit dem Erwachsensein zu tun hatte und in einer unermesslich fernen Zukunft lag und daß meinen Schmerzen nicht sofort und auf der Steile Einhalt geboten werden konnte. Diese Erkenntnis trug nicht gerade dazu bei, mein Geheul zu besänftigen, sondern verstärkte noch mein Entsetzen. Obwohl also die tröstende Wirkung dieser Worte sichtlich ausblieb, sollte ich sie in meiner Kindheit noch öfter bei ähnlichen Gelegenheiten zu hören bekommen.

Ich hatte nämlich die dumme Angewohnheit, mir jeden Sommer ein paar Mal die Zehen an den Gehsteigkanten blutig zu stoßen. Ich hatte Zehen wie ein Profifußballer. Das kam in erster Linie davon, daß ich nicht ordentlich die Füße hob, und in zweiter Linie vom Barfußlaufen, aber damals liefen fast alle Kinder barfuß. Es war keine Notwendigkeit dafür vorhanden, Schuhe zu ruinieren, wenn es warm genug war, um ohne welche auszukommen. Außerdem wuchsen die Zehen wieder zusammen, aber die Schuhe mußte man zum Schuster bringen, und das kostete Geld.

Vor dem Krieg war mein Vater ein begeisterter Sportler gewesen. Vor allem die Berge hatten es ihm angetan, und wie viele seiner Kollegen aus der Arbeiterbewegung ging er sehr gerne klettern und schifahren. Aus mir wollte er auch immer einen Sportler machen, aber ich war wohl eine große Enttäuschung für ihn.

Einmal nahm er mich mit auf den Peilstein, einen Klettergarten im Süden von Wien. Dort band er mir mit einem Sackstichknoten ein Kletterseil um die Brust, an dem ich wie eine eingeschnürte Leberwurst

hing, und versuchte mich über eine Wand hochzujagen, in der ich hoffnungslos hängenblieb. Ich konnte weder vor noch zurück und hatte große Angst abzustürzen. Diese Angst lähmte alle meine Lebensgeister, so daß ich mich nicht mehr bewegen konnte. Irgendwie gelang es meinem Vater dann doch, mich nach oben zu ziehen, aber den Versuch, aus mir einen Kletterer zu machen, gab er damals auf.

Auch seine Anstrengungen, aus mir gleich am ersten Tag einen guten Schifahrer zu machen, scheiterten kläglich. Das heißt, ich scheiterte kläglich, und mein Vater fluchte und schwor, die Schi gleich beim Nachhausekommen zu zerhacken und den Ofen damit einzuheizen.

Dieser erste Versuch fand auf dem Himmelhof statt. Das ist eine große, abfallende Wiese am Westrand vor Wien, auf der früher auch eine Sprungschanze stand. Ich konnte mir nie vorstellen, wie es jemand über sich brächte, da hinaufzusteigen, mit den Schiern über die Schanze hinunterzufahren und in die leere, blaue Luft hinauszuspringen.

Der Ofen, den mein Vater dann doch nicht mit meinen zerhackten Schiern fütterte, war ein großer, schwarzer Ofen aus Gußeisen, der mit Koks oder Kohlebriketts zu beheizen war.

Das Schrecklichste in meiner Kindheit war, wenn ich von meinen Eltern in den Keller geschickt wurde, um Brennmaterial zu holen. Der Kellertrakt bestand aus zwei Gängen, die rechtwinkelig aufeinanderstießen und von denen aus die einzelnen Abteile zu erreichen waren. Die meisten davon waren mit Holztüren und primitiven Vorhängeschlössern versperrt und beinhalteten die Heizvorräte und allerlei Gerümpel der jeweiligen Hausparteien. Unser Abteil befand sich gleich links vorne, also nicht allzu weit vom Eingang entfernt, aber ich hatte trotzdem furchtbare Angst, wenn ich ganz alleine da unten war und mit hastigen Bewegungen die beiden Kübel füllte, die ich dann wieder in die Wohnung hinauftragen mußte.

Immer wieder lauschte ich zwischen den von mir verursachten Schaufelgeräuschen nach draußen, ob nicht jemand oder »etwas« sich näherte, um mir etwas Böses anzutun. Ganz hinten am Ende des abzweigenden Ganges befand sich nämlich eine dicke Eisentür, die von

hinten in das tieferliegende Gewölbe des Herrn Suhri führte, der genau unter unserer Wohnung eine Putzerei betrieb. Er war ein dicker, kleiner Mann mit einer Glatze und einem dichten Vollbart und wirkte etwas unheimlich auf mich, weil sein Deutsch einen fremdländischen Akzent aufwies.

So etwas war damals bei österreichischen Kindern, denen man übrigens ja auch heute noch gerne beibringt, daß alles, was fremd oder andersartig ist, sicherheitshalber als gefährlich zu betrachten sei, stets Grund genug für die abstrusesten Verdächtigungen.

Ich hielt also den Herrn Suhri für einen bösen Zauberer, der nur zum Schein in seinem unterirdischen Geschoß hinter dieser dicken Tür wusch und bügelte, daß es nur so zischte und qualmte, bis seine dicken Brillengläser anliefen. In Wirklichkeit aber raubte er sicherlich irgendwelchen armen Leuten aus der Vorstadt ihre Kinder und verzauberte sie in Leintücher und Unterhosen, die er dann mit seinem glühenden Bügeleisen piesacken und quälen konnte, bis sie vor Tränen, Qual und Schmerzen dampften.

Diese verwunschenen Kreaturen hatten mein tiefstes Mitgefühl, und vor allem verspürte ich nicht das geringste Interesse, ihr Schicksal zu teilen und als gedämpftes Wäschestück, in Seidenpapier eingewickelt, in einem der Regale des Herrn Suhri zu landen. Daher war ich immer heilfroh, wenn ich wieder unbeschadet aus dem finsternen Keller mit den beiden vollen Kokskübeln beladen nach oben stieg, wobei mir bis zur Wohnungstür das Grauen im Nacken saß und ich mich mehrere Male gehetzt umschaute, ob mir nicht doch jemand folgte, um mir vielleicht im letzten Augenblick, bevor ich die rettende Schwelle erreicht hatte, seine schauerlichen Krallen ins Genick zu schlagen und mich unter teuflischem Gelächter wieder hinab in die Abgründe der Gewölbe zu schleppen. Natürlich wußten meine Eltern nichts von meinen Ängsten, und mein Vater hätte, wenn ich ihm damit gekommen wäre, bestimmt wie üblich reagiert und sein »I sag's ja, der Bua is a Zezn« gemurmelt.

Meine Mutter erzählte einmal, daß einer der vielen Kinderärzte, deren häufiger Kunde ich war, zu ihr gesagt haben soll: »Das Kind ist ein Angstkind.« Sie nahm dies sofort für bare Münze, da sie ja selbst im Krieg

dreimal ausgebombt worden war und schon am ganzen Leib zu zittern begann, wenn sie nur von weitem eine Sirene heulen hörte, und so schloß sie daraus messerscharf, daß ihre aufgespeicherte Panik sich in der Schwangerschaft auf mich übertragen haben mußte. Somit war ich für sie ein spätes Opfer psychischer Kriegsschäden.

Als ich gerade erst gehen gelernt hatte, bekam ich vom »Dolli-Opa« zu Weihnachten ein hölzernes Krokodil geschenkt. Es bestand aus drei Teilen, die miteinander durch Ledergelenke verbunden waren. Es war grün bemalt und lief auf kleinen, roten Holzrädern. Auch das Maul war rot und zeigte weiße, spitze Zähne. Mein Opa war Tischler und hatte dieses Tier selbst gebastelt. Der Rücken des Krokodils war gezackt, und wenn ich es an einer Schnur hinter mir herzog, schlängelte es sich wegen der beweglichen Gelenke. Das sah sehr echt aus, zumindest schien es mir so.

Mein Opa war ein kräftiger, gedrungener Mann mit lockigen Haaren, die in seiner Jugend blond gewesen sein mußten. Er stammte aus der Gegend von Zwettl und war früh nach Wien gekommen, wo er meine Oma kennenlernte. Sie war aus der Nähe von Amstetten, wo es heute noch den Bauernhof ihrer Verwandten gibt. Aber auch sie muß damals wohl die Stadt einem Leben auf dem Lande vorgezogen haben.

Kurz nach dem Krieg, als es bei uns fast nichts zu essen gab, fuhr mein Vater mit dem Opa einige Male zu diesen Verwandten, um Lebensmittel zu hamstern. Aber diese Leute schienen entweder selbst nicht viel zu haben, oder sie legten keinen Wert auf hungrige Mitesser. Ich weiß nur, daß mein Vater sie des öfteren als »sieriche Oaschlöcher« bezeichnet hat. Mein Opa jedenfalls war ein herzensguter Mensch, der mir immer Geld zusteckte, wenn ich meine Großeltern besuchte. Als ich so um die vierzehn war, sagte er dabei immer: »Da hast, Burli, kauf da was zum Rauchen, aber sag nix da Oma.« Er selbst mußte heimlich auf dem Klo am Gang rauchen, weil die Großmutter es ihm in der kleinen, ebenerdig gelegenen Wohnung verboten hatte.

Wenn er hinausging, rief sie ihm nach: »Gehst scho wieder ane pofeln? Das ganze Geld verrauchst.« In Wahrheit war aber sie es, die das ganze

Haushaltsgeld im wahrsten Sinne des Wortes verkochte, weil sie stets so große Mengen an Essen zubereitete, daß die Hälfte davon im Mistkübel oder in diversen Hundemägen landete. Sie hielt sich viel darauf zugute, in ihrer Jugend als Herrschaftsköchin in einer bürgerlichen Großfamilie gearbeitet zu haben, und konnte sich einfach nicht daran gewöhnen, in kleineren Mengen zu denken.

Sie war eine ziemliche »Bißgurrn« und brachte meinen Opa schließlich unter die Erde. In den letzten Jahren litt er an der Parkinson'schen Krankheit, und seine Hände zitterten so stark, daß er sich kaum noch selbst anziehen konnte.

Das Klo war ein düsterer Ort am Ende eines muffigen, dunklen Ganges, auf dem auch die Bassena, der allgemein zugängliche Wasserhahn, lag. Die Fenster der Wohnung meiner Großeltern wiesen auf einen großen und hellen Hinterhof hinaus. Trotzdem kam durch die ungeschickte Bauweise nur sehr wenig Licht in die Zimmer. Im Schlafzimmer hing über den Betten das kitschige Gemälde eines Engels mit Heiligenschein, der zwei Kinder über die Brücke eines Wildbaches führt, und außerdem gab es da noch ein Kommode, deren Schubladen sehr schwer aufzuziehen waren.

Darin bewahrte meine Oma ihre Haarbürsten und Spangen und allen möglichen Kramuri auf. Ich kramte unheimlich gern in dieser Kommode herum, der ein strenger Duft nach Kampfer und Desinfektionsmitteln entströmte. Wenn meine Oma mich dabei erwischte, schimpfte sie und bezeichnete mich als einen »ölendichen Raubersbuam«.

Der Opa schimpfte nie mit mir. Er hatte eine elendslange Geduld, obwohl meine Mutter immer behauptete, er sei früher sehr jähzornig gewesen und hätte die Oma öfters verprügelt. Meine Mutter hatte auch noch einen Bruder, den Onkel Franz, der es beim Österreichischen Bundesheer zu etwas gebracht hatte und meinem Vater immer als glühendes Vorbild vorgehalten wurde. Dieser Onkel Franz war verheiratet mit der Tante Trude. Sie hatten keine Kinder und wollten auch keine. Stattdessen unternahmen sie jedes Jahr im Urlaub eine Bildungsreise, während wir nur auf Sommerfrische fuhren.

Außerdem kaufte der Onkel Franz andauernd klobige Bücher, die er unaufgeschnitten in seine Regale stellte, um sie später einmal, wenn er in

Pension gehen würde, zu lesen. Meine Mutter jedenfalls bewunderte ihren Bruder maßlos, weil er all das erreicht hatte, wovon sie nur träumte. Eine schöne Wohnung, Opern- und Konzertbesuche, ein Theaterabonnement und Umgang mit den besseren Leuten. Er brachte es sogar bis zum Oberst, obwohl er sehr schlecht sah und eine dicke, randlose Brille tragen mußte. Aber da er Versorgungsoffizier war, schien das kein Hindernis zu sein. Für meinen Vater war er natürlich nichts als ein »arroganter Trottel«, vor dem meine Mutter »auf 'm Bauch umeinanderkroch«.

Bei den gemeinsamen Weihnachtsfeierlichkeiten am Heiligen Abend zog sich ein tiefer Graben sozialer Unterschiede durch die kleine Familienversammlung. Da waren die vom Land geflüchteten beiden alten Leute, dann meine süßelnde Mutter mit ihrem Proleten von Ehemann, für den sie sich genierte, und schließlich der Onkel Franz und die Tante Trude, denen man ansah, daß sie es zu etwas gebracht hatten. Und natürlich noch ich. Auf allen Fotos, die bei diesen Festlichkeiten durch Jahre hindurch gemacht wurden, schneide ich Grimassen, während meine Mutter versucht, mich durch eine sichtbar angedrohte Watschen davon abzubringen: »Georg, hör auf, sonst kriegst a Tachtl!«

Meine Großeltern väterlicherseits waren ganz anders als die Eltern meiner Mutter. Sie waren in vielerlei Hinsicht sogar das genaue Gegenteil. Meine Mutter hat meinem Vater oft vorgehalten, daß seine Mutter, also die Vati-Oma, nach meiner Geburt angeblich gesagt haben soll: »A Kind mit blaue Augn woll'n ma ned!« Sie, ihr Mann und mein Vater hatten braune Augen, während meine Mutter, ihre Mutter und ihr Vater blaue Augen hatten. Ich hatte auch blaue Augen. Auch der Onkel Franz hatte blaue Augen.

Außerdem war die Familie meiner Mutter erzkatholisch und die meines Vaters erzkommunistisch und atheistisch. Der Vater meines Vaters war Lektor beim «Vorwärts» gewesen (dem Verlag der Österreichischen Sozialisten). Außerdem war er ein großartiger Schachspieler, der bei den Wiener Meisterschaften mitspielte. Er hatte einen kürzeren Fuß, weil er sich während der Kriegsgefangenschaft nach dem Ersten Weltkrieg aus Verzweiflung, Wut und Trotz vor einen Zug geworfen hatte. Er hatte diese

Aktion zwar überlebt, aber eine Behinderung für den Rest seines Lebens davongetragen.

Die beiden alten Leute wohnten in der Freundgasse im vierten Wiener Gemeindebezirk in einem Haus, wie es sie heute wohl kaum noch gibt. Es war ein dreistöckiges, altes Haus mit einem Pawlatschenhof. Wenn man durch das Haustor trat, öffnete sich der Hof nach ein paar Schritten und gab den Blick auf hölzerne Laufgänge mit eisernen Geländern frei, über die die Wohnungen nach dem Aufstieg durch ein gewundenes Treppenhaus mit buckelig ausgetretenen Stufen und einem Handlauf aus schwarz gestrichenem Metall von außen her zu erreichen waren. Die Wohnung meiner Großeltern väterlicherseits war winzig und bestand, wenn ich mich recht entsinne, nur aus zwei kleinen Zimmern, die mit wenigen armseligen Möbeln ausgestattet waren.

Die Vati-Oma war eine strenge, dunkle Frau, die eine Warze auf der Nase hatte. Sie redete immer sehr kurz angebunden und bestimmt, eine Widerrede duldet sie nicht und überhaupt war mit ihr nicht gut Kirschen essen. Trotzdem habe ich sie in guter Erinnerung, weil sie ein hervorragendes Gulasch zuzubereiten wußte, welches sie stets bereits am Montag kochte und bis zum Freitag täglich aufgewärmt auf den Tisch brachte, wobei es mit jedem Mal Aufwärmen besser schmeckte. Sie keifte auch nie mit mir, sondern erwartete einfach, daß ich tat, was sie sagte. Wenn die Verhältnisse erst einmal geklärt waren, konnte man mit ihr gut auskommen.

An den Vati-Opa habe ich wenige Erinnerungen, nur, daß er sehr kräftig war und in seiner Jugend wohl einmal Gewichte gestemmt hatte. Er starb sehr früh.

Damals, als kleiner Bub, hatte ich das Weihnachtsfest sehr gern, und das nicht nur wegen der Geschenke, von denen es ohnehin nicht allzu viele gab. Was mich am Heiligen Abend so anzog, war die Feierlichkeit, mit der meine Eltern ihn umgaben. Vor allem meine Mutter war den ganzen Nachmittag über damit beschäftigt, die köstlichsten Vorbereitungen zu treffen. Sie holte Kekse und Vanillekipferl aus allen möglichen Verstecken

hervor, wo sie dieselben verwahrt hatte, damit mein Vater und ich sie nicht schon vor dem 24. Dezember vertilgten. Kaum von der Arbeit heimgekehrt, machte sie sich daran, belegte Brötchen herzurichten, welche in meiner Erinnerung die besten geblieben sind, die ich je gegessen habe.

Dazu verwendete sie Weißbrot, was es bei uns sonst nie gab. Sie bestrich die Brotscheiben mit Butter, legte Schinken oder ein zu einem Stanitzel zusammengedrehtes Rädchen Salami darauf, ein Viertel von einem hartgekochten Ei und daneben ein Stückchen Essiggurke. Die Krönung waren ein paar Tupfen Mayonnaise, die sie in Schlangenlinien aus einer Tube über das Ei und die Salami drückte. Am liebsten aß ich aber die Lachsbrötchen. Die rötliche Farbe des künstlichen Lachses gefiel mir besonders gut und der salzige, fremdartige Geschmack erschien mir einzigartig.

Ich durfte den ganzen Nachmittag über nicht mehr in das Schlafzimmer meiner Eltern, aus dem ich geheimnisvolle Geräusche vernahm und dessen Tür fest verschlossen blieb. Durch die Ritzen drang ein seltsames Licht, welches ich darauf zurückführte, daß da drinnen das Christkind damit beschäftigt war, den Weihnachtsbaum aufzuputzen und die Päckchen darunter zu verteilen.

Schließlich wurde es draußen immer dunkler, und ich konnte es kaum noch erwarten. Die Schritte der Menschen vor den Fenstern wurden gedämpft durch den Schnee, und die Lampe in unserem Wohnzimmer verströmte ein warmes, gelbliches Licht. Plötzlich hörte man ein feines, helles Läuten aus dem Nebenzimmer, und meine Mutter sagte: »Das war das Christkindl, Georg, jetzt darfst gleich rein.«

Ich mußte nun noch ein paar Sekunden warten, damit das geflügelte Jesulein beim Fenster hinausfliegen konnte, und dann stürzte ich in das Schlafzimmer, wo ich meinen Vater jedes Mal dabei überraschte, wie er soeben hinter dem das Weite suchenden Engel die Fensterläden schloß. Einige Male vermeinte ich sogar noch einen weißen Zipfel seines Kleides davonflattern zu sehen. Meine Aufmerksamkeit wurde jedoch sehr schnell von all den anderen Dingen, die ich nun im Zimmer wahrnahm, gefangengenommen.

Der Christbaum leuchtete im Schein der Kerzen, und die bunten Kugeln glänzten, daß es eine wahre Pracht war. Schokoladeringerl hingen in den Zweigen, und das zischende Sprühlicht der Wunderkerzen tauchte den Raum in ein helles, überirdisches Licht. Ganz oben auf der Spitze prangte ein großer goldener Stern, und aus dem Radio hörte man das Lied »Stille Nacht, heilige Nacht«, welches zu jeder vollen Stunde gesendet wurde. Ich stand da und staunte Bauklötze. So war der Heilige Abend für mich ein Tag der Wunder und Sensationen, den ich das ganze Jahr über herbeisehnte.

Bis zu meinem siebenten Lebensjahr war meine Mutter zu Hause, aber dann wurde das Geld so knapp, weil mein Vater als Gemeindebediensteter nicht genug verdiente, um unsere kleine Familie zu ernähren. Außerdem wollte er unbedingt ein Auto. So mußte meine Mutter wieder arbeiten gehen, und ich kam in den Hort. Meine Mutter sagte dann immer, wenn meine Eltern sich stritten: »I geh eh nur wegn dem Auto in die Arbeit!« Nachdem dies jahrelang so gegangen war, riß meinem Vater schließlich der Geduldsfaden und eines Tages nach einer solchen Streiterei, als wir meine Mutter von der Arbeit abholten und sie ihn fragte: »Wo steht denn unser Auto?«, erhielt sie die lapidare Antwort: »Des hob i vakauft, damit endlich a Ruah is mit dera Raunzarei.« Darauf brach sie in bittere Tränen aus und jammerte nun wie die Frau in jenem Märchen, die drei Wünsche frei hat und sie aus Ungeschicklichkeit vertut.

Sie arbeitete in der Gumpendorfer Straße im sechsten Bezirk als Angestellte bei der Firma Ögussa, das hieß »Österreichische Gold- und Silberscheide-Anstalt«. Ich holte sie dort manchmal in der Mittagspause ab, und dann gingen wir beide hinauf auf die Mariahilfer Straße in die WÖK. Das war eine Großküche, wo man billig zu essen bekam. Man mußte sich in einer Schlange anstellen mit einem Tablett und bekam dann einen Teller mit einem der drei Gerichte, welche es täglich zur Auswahl gab. Ich aß am liebsten die Germknödel mit Mohn und zerlassener Butter. Die gab es immer am Freitag. Neben der WÖK war das Flottenkino, und ich schaute mir gerne die Voranzeigen in den Schaukästen an. Da sah man bunte Fotos aus den Filmen, die in dem Kino liefen.

Daß ich in den Hort mußte, als meine Mutter wieder zu arbeiten anfang, war für mich wie die Vertreibung aus dem Paradies. Vorher hatte ich an den

Nachmittagen oft mit ihr auf dem Ehebett gelegen. Sie erzählte mir Märchen und streichelte mir dabei über die Haare. Am besten gefiel mir das Märchen vom Riesen Nimmersatt. Das Bett war ein großes, zweiteiliges Gestell mit Einsätzen aus Drahtgeflecht, ein Luftschutzbett aus dunkelbraunem, glattem Holz. Auf der Seite, wo mein Vater schlief, hing am Kopfende hinter dem Bettpfosten ein abgesägtes Sesselbein, an dessen einem Ende durch das Schraubenloch eine Lederschlinge gezogen war. Das war Vaters Schlagstock, mit dem er sich zu verteidigen gedachte, falls Einbrecher kämen. Diese wundersamen Nachmittage mit meiner Mutter, an denen sie nur ganz allein mir gehörte und so lieb zu mir war, werde ich nie vergessen.

An den Wochenenden aßen meine Eltern und ich gemeinsam bei uns zu Hause. Im Sommer gab es dann oft Marillenknödel oder Zwetschkenknödel oder Powidltatschkerln am Samstag und Wiener Schnitzel am Sonntag. Auch wenn wir an sehr heißen Tagen mit der Stadtbahn und der Tramway an die Alte Donau ins Gänsehäufel oder ins Arbeiterstrandbad fahren, machte meine Mutter schon zeitig in der Früh die Schnitzel fertig, die wir dann in einer Proviantdose mitnahmen. Dazu gab es Gurken- oder Erdäpfelsalat im Glas. Auf dem Gänsehäufel war im Sommer an den Wochenenden immer sehr viel los, und oft mußte ich mich ein Stunde anstellen, um für meinen Vater eine Flasche Bier zu holen, die er dann genußvoll zu dem mitgebrachten Essen trank. Im Winter schickte er mich an den Sonntagen ins Wirtshaus gegenüber auf der anderen Seite, also auf dem Margaretengürtel, und ich weiß noch, daß ich einmal mit der vollen Flasche Bier beim Zurücklaufen ausrutschte und so unglücklich hinfiel, daß die Flasche zerbrach. Mein Vater war aber gar nicht so böse, wie ich befürchtet hatte. Er sagte nur: »Ollas muaß ma si söwa mochen«, und zog los, um eine neue Flasche zu holen.

Der Hort war in der Korbergasse in Meidling, gar nicht so weit von unserer Wohnung entfernt. Als Neuankömmling hatte ich anfangs große Schwierigkeiten mit den anderen Kindern, die alle schon viel schlauer und lebenserfahrener waren als ich. Sie kannten so ziemlich alle gemeinen Tricks, mit denen sich auch damals schon Kinder das Leben gegenseitig schwermachten. Darüber hinaus wußten sie viele ordinäre Wörter, die mir